

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 5.

Er erscheint allmonatlich.

1918.



Vor Sonnenaufgang.

Wie eine junge Frucht, staumüberzogen,
Noch unberührt, gereift erst über Nacht:
So sieht die Erde aus. Durch Nebelwogen
Schimmert der Blütenkerzen helle Pracht.

Ein Amfellsied tönt durch die reine Stille;
Erst schüchtern, immer heller, froher dann
Grüßt es die Sonne, die in lichter Fülle,
Mit leisem Tritt nun steigt den Berg hinan.

Dora van Nievelt.

Das große Glück.

Eine Bauerngeschichte von Alfred Manns, Bremen.

(Schluß.)

In der Frühe des nächsten Morgens standen sämtliche Dorfbewohner vor dem Hause des Kasper Dierks. In der Tür stand der Landgendarm mit ernster und wichtiger Amtsmiene. Er ließ keinen der Neugierigen hinein und antwortete auch nicht auf die vielen an ihn gerichteten Fragen.

Da drängte sich Gerb Bollmann heran. Er war der reichste Bauer des Dorfes und pflegte im Krüge nicht kniderig zu sein.

„Nun?“ fragte er.

Da öffnete der Gendarm den Mund. „Der Doktor hat den Kasper eben untersucht, der Schädel ist ihm mit einem stumpfen Beil eingeschlagen. Ganz tot ist er noch nicht, aber Leben kann man das nicht nennen.“

„Ja, weiß man denn nicht — — —?“

„Der Staatsanwalt ist drin und Stoffers Wiggers, der sich als Zeuge gemeldet hat.“ „Ich hab' gehört, da war die Rede von einem Brief, und mein Kollege, den der Staatsanwalt mitgebracht hat, ist schon zu Brün Wilms.“

Die Dorfler hatten die Häse gereckt und die vordersten hatten die Schlusßworte gehört.

„Ja, der Brün ist es gewesen natürlich,“ schrie Bernd Rießel lebhaft. Bernd bewarb sich ebenfalls um Martha Bollmann.

„Wie hatte er den armen Kasper Dierks gestern schon angefaßt.“

„Natürlich, der war's,“ meinte auch der Dorfarme Krischan Klüth giftig. Krischan holte sich jeden Mittag aus Brün Wilms Küche sein Essen; das hörte nun auf, denn eben kamen Jungens mit der Nachricht, daß der fremde Gendarm den Brün ins Spritzenhaus gesperrt habe.

„Ihr beiden seid mir die Rechten,“ meinte der junge Lehrer verächtlich. Aber wahr wird's ja leider sein, was ihr sagt. Er hat die Rache in die eigne Hand genommen. Jammer schade um den tüchtigen Kerl, den Brün. Tut's Euch nicht auch leid, Vater Bollmann?“

Gerb Bollmann machte ein unendlich hochmütiges Gesicht: „Was geht mich der Kerl an?“

„So?“ machte der Lehrer verwundert. „Ich dachte — —“

„Ihr habt nichts zu denken, Schulmeister. Ihr habt Kinder zu lehren und weiter nichts, verstanden?“

Der Lehrer zuckte die Achseln; er wollte etwas erwidern, als zwei Herren in der Tür erschienen, denen der Gendarm ehrerbietig Platz machte. Es waren der Staatsanwalt und der Kreisarzt.

„— — — nochmals zur Besinnung? Halte ich für ausgeschlossen,“ hörte man den Arzt sagen.

„Schade“, entgegnete der Staatsanwalt, und zum Gendarm gewendet, befahl er: „Sie bleiben hier und lassen niemand hinein.“

In dem Augenblicke erschien der zweite Gendarm und meldete die vollzogene Verhaftung des Brün Wilms, worauf sich der Staatsanwalt zum Spritzenhause begab.

„Sie wissen, unter welchem Verdacht Sie stehen,“ redete er hier den Arrestanten an.

Brün sah weder verstört noch sonderlich erregt aus.

„Der Richter“, sagte er ruhig, „es tut mir leid, daß Kasper Dierks so endete, wenn er auch kein guter Mensch gewesen ist und meinen Vater ins Grab gebracht hat. Ich begreife es auch, daß Sie mich für den Mörder halten, und ich habe keinen Zeugen dafür, daß ich die ganze Nacht geschlafen habe. Aber ich glaube sicher, die Sache wird sich bald aufklären, und Sie tun jetzt, was Sie müssen.“

Der Staatsanwalt hatte in seinem Leben schon viele Verbrecher gesehen, aber diese ungelinkteste, fast heitere Ruhe des Angeklagten verblüffte ihn. Er tat noch einige Kreuz- und Quersfragen und entfernte sich dann kopfschüttelnd.

Als Brün Wilms abgeführt wurde, mußte er durch die Schar der fast vollzählig versammelten Dorfbewohner. Die meisten schwiegen und nur wenige riefen ihm ein gutes Wort zu. Brüns Stirn zog sich kraus, er biß die Zähne aufeinander. Da gewahrte er Martha, die mit ernster Miene neben ihrem Vater stand.

„Martha“, rief Brün unwillkürlich. Doch das Mädchen wandte ihr Gesicht ab. Brün ging weiter. Er empfand keinen sonderlichen Schmerz, das Benehmen des Mädchens schien ihm selbstverständlich. „Ja, ja, das ist nichts für die Martha,“ dachte er, „das ist nun aus.“

Träumend sah er auf Tante Tines Hof, an dem er mit dem Gendarm jetzt vorüberkam. Er sah das Waschhaus und lächelte ein klein wenig. Plötzlich küßte er zwei weiche Arme an seinem Hals. Die Grete war es. Sie hatte, von Brün unbemerkt, auf der anderen Seite der Straße gestanden.

Der Gendarm war dermaßen erstaunt, daß er vergaß, irgend etwas zu unternehmen.

Brün drückte inzwischen die Grete fest an sich: „Glaubst du denn an mich!“

Verwundert, selig und traurig sah sie ihn an und nickte. Da küßte er sie. Er wollte auch etwas sagen, doch nun mischte sich der Gendarm ein, der sich inzwischen wieder auf seine Amtspflicht besann. Er faßte Gretes Arm und schrie barsch: „So was ist nicht erlaubt!“ und zu Brün gewandt: „Weiter!“

Es war nur wenige Stunden später, da wurde der junge Schullehrer vom Gemeindevorsteher gebeten, als Zeuge und Protokollführer mit ihm zu Kasper Dierks zu gehen. Der Arzt sei auch da und habe gesagt, es sei nicht ausgeschlossen, daß der Kranke noch einmal kurze Zeit sein Bewußtsein wiedererlangen würde.

Seit einer halben Stunde belagerte wieder das ganze Dorf das Haus Kaspers.

Endlich erschien der Schullehrer und aus seinen Augen sprach große Freude.

Bernd Rießel hielt ihn an: „Nun, kommt der Kasper Dierks mit dem Leben davon?“

„Nein, der ist tot — — — —“

„So, und denn so veranlagt.“

„Ja, er ist vorher wieder bei Vernunft gewesen und hat den Täter genannt, der auch schon verhaftet ist.“

„Na, das ist doch nichts Neues, das wissen wir doch alle.“

Plötzlich entstand unter den Dorfbewohnern eine Bewegung; alle wandten sich um und blickten zur Landstraße, wo gerade der totenblasse Stoffer Wigger von demselben Gendarm abgeführt wurde, der vor wenigen Stunden Brün Wilms ins Kreisgefängnis gebracht hatte.

Bernd Nidles sah den Lehrer mit offenem Munde an. Der rief: „Ja, ich schäme mich, daß ich auch nicht an die Unschuld Brüns geglaubt habe. Wir haben ihm alle abzubitten. Der Stoffer und Kasper Dierks Tinka wollten sich heiraten. Gestern hat Stoffer den Kasper gefragt, der hat aber gesagt, nie in seinem Leben würde was daraus, weil der Stoffer Wigger arm ist; und der Stoffer ist verliebt gewesen und der Reichtum Kaspers stach ihm in die Augen. Da hat das Scheusal die schreckliche Tat beschlossen und auch ausgeführt, nachdem er in schändlich raffinierter Weise den Verdacht von sich ablenkte.“

„So“, sagte Bernd, der bedeutend weniger erfreut schien als der Lehrer. Die anderen alle aber sagten, eigentlich hätten sie nie an Brüns Schuld geglaubt. Am meisten trug Kristian Klüth, der Dorfarme, seine Freude zur Schau. „Solch' guter Mensch ein Mörder, lächerlich!“

Gerd Bollmann aber entfernte sich stillschweigend aus der Versammlung, er schämte sich.

Schon an demselben Abend hielt Brün seinen Einzug und wurde überall jubelnd begrüßt.

Es lag etwas neues, sicheres in den frohen Zügen des jungen Bauern, der bis dahin immer eine Art von Trummer gewesen war.

Sein erster Weg war zu Martha.

„Martha“, sagte er zu dem Mädchen, „mit uns beiden ist es nichts, es ist kein Vertrauen bei dir, da komme ich nicht drüber weg.“

Martha schien ihn zu begreifen, denn sie reichte ihm zum Abschied die Hand, die ein ganz klein wenig zitterte.

Brün Wilms aber ging zu Tante Tines Haus und holte sich sein großes Glück.

Historische Sprichwörter und geflügelte Worte in Nassau.

Von M. Nies, Happe.

(Schluß.)

7. Er sieht aus wie der Tod von Ypern. Heftige Soldaten, die auf Anordnung ihres Fürsten, der mit ihnen einen schwunghaften Handel trieb, ihre Haut in den verschiedensten Gegenden der Welt für andere zu Markte tragen mußten, kamen auch nach Ypern in Flandern. Infolge des feuchten Klimas brach in ihren Lagern die Pest mit großer Heftigkeit aus und man sprach deshalb auch später noch bei krankhaftem Aussehen vom Tod von Ypern.

Bei Niehl findet man auch diesen Ausdruck: er schreibt in seiner Novelle „Die Werke der Barmherzigkeit“: „Laufe, was du kannst; bringe mir den alten Glöckner hierher und seinen Spießgesellen, den Mann, dessen Namen man nicht nennen darf, der mit seinem weißen Käsegesicht dreinschaut wie der Tod von Ypern.“

8. Gleich wie die Glocke zu Montabaur hatte keine Ohren. Mechtel schreibt in seiner Limburger Chronik: „In dieser Frist (1607) ward begonnen zu Montabaur eine Glocke zu gießen. Der Meister war fertig und gut genug, aber versoffen, das ist: dem Wein zu viel ergeben. In dem die Glocke ans Licht bracht, war es befunden, daß aus Mangel der Materiae die Glocke hatte keine Ohren.“ Darum sagte man später im Sprichwort: „Gleich wie die Glocke zu Montabaur hatte keine Ohren.“

9. Wehe dir, Westerwald. Mechtel berichtet in seiner Limburger Chronik: „Kriegsvoll, dem König von Hispanien (Spanien) zuständig, came über (den) Rhein in das Bergisch Land (1598), betrauten (bedrohen) den Westerwald, wie das Sprichwort lehrt: Wehe dir, Westerwald! Darum der Grave von Nassau bei Freudenburg eine Schanz aufgeworfen, dahin allen seinen Ausbund vom Land (Landesausbruch, Landsturm) geführt; die von Camberg waren auch da und konnten sich der rauen Spiesen nit genug verwundern.“

10. Auch Oppenheim ist von einem Funken angegangen. Auch dieses Sprichwort ist von Mechtel aufbewahrt worden. Die näheren Umstände, durch welche es entstand, werden zwar nicht mitgeteilt, doch scheinen sie aus dem Wortlaut schon hinreichend klar hervorzugehen. Mechtel berichtet: „Anno 1594 Nativitatis b. v.

Mariae (am Feste Maria Geburt, 8. Sept.) oder um die Zeit, da ist Hachenburg abgebrannt mit der Kirchen. Der es getan, war nit mit Liffaz (tat es nicht mit Vorsatz), sonder durch Farleessigkeit, (weil er) das Licht nit versorget, ein Schrieber alhei zu Limburg in der Burg. Es ward deshalb sein der Henrich Wengel (kurtrier. Kessel oder Kennmeister zu Limburg) von den Bürgern der Stadt Hachenburg mit Recht angenommen, aber vergeblich. Hiemit wolle ein jeder gewarnet sein, daß er wisse auch ein klein Feur zu versorgen, dan auch Oppenheim von einem Funken angeinge, ist eine alte Sprichwort.“

11. So fest wie Hanau. Während des dreißigjährigen Krieges hatte sich der schwedische General von Ransay der Stadt Hanau bemächtigt und verteidigte sie lange Jahre mit großem Geschick gegen alle Angriffe der Kaiserlichen, bis Graf Ludwig Henrich von Nassau-Dillenburg sie 1638 durch einen kühnen Handstreich eroberte. Ransay wurde bei der Einnahme der Stadt verwundet und gefangen genommen. Er starb in der Gefangenschaft an seiner Verwundung und liegt in der Kirche zu Dillenburg begraben. Noch lange nachher galt das Sprichwort: „So fest wie Hanau.“

12. Immer rein in den deutschen Bund. Dieses Sprichwort erinnert an den sanften Zwang, der verschiedenen deutschen Klein- und Mittelstaaten nach der Niederwerfung Napoleons auferlegt werden mußte, um sie zu bewegen, jener allerdings recht sonderbaren Staatenvereinigung, genannt „Deutscher Bund“, beizutreten. Wenn dieser Staatenbund auch nicht das war, was man für ein geeintes Deutschland wünschen mochte, so konnte er doch bei vernünftiger Umgestaltung dieses Ziel näher rücken. Das mochte vielleicht mancher denken, der an der Bundesakte selbst keine Freude hatte, und in unserem angeführten Sprichwort, das auf jene Zeit zurückzuführen ist, scheint auch ein klein wenig die Schadenfreude mitzulächeln über die Zurückdrängung der von Napoleons Gnaden entfachten partikularistischen Sonderbestrebungen, die einem deutschen Einheitsgedanken schnurstracks zuwiderliefen.

Die Schönheit der Wiese.

Man kann Blumenwiesen künstlich schaffen, indem man das Gras für sich ansät und die Blumen dazwischen steckt und man erhält sie, indem man mit der Schere schneidet. Aber von der Schönheit solcher Blumenwiesen will ich nicht sprechen, sondern von der Schönheit der Wiese in Feld und Au. Muß sie erst wieder entdeckt werden? Ich hoffe nicht, aber ich glaube, es wird nicht schaden, wieder einmal daran zu erinnern, da wir mit städtischer Frisur den Sinn für das Einfache und Schlichte immer mehr verlieren. Schon als Kind konnte es für mich nichts Herrlicheres geben, als eine Partie zu machen, nicht etwa ins Gebirge, sondern auf die mäßigen Höhen der Ausläufer der heimatischen Berge und da über die Wiesen zu wandern, über die Wiesen im engen Tale, von einem Bächlein durchströmt, vom Himmelschlüsselchen umfunden, oder auf die Sonnenwiese der Ebene zwischen Feldern mit Hunderten verschiedener Blumen und bunten Schmetterlingen, springenden und zirpenden Heuschrecken, im Sonnenbrand und Sonnengeflimmer. Und heute noch gibt es für mich nichts Schöneres als eine bunte Wiese auf sonnigem Felde. Als ich nach Island kam, fand ich dort im deutschen Urheimats- und Sagenlande die deutsche Wiese. Ich glaube nämlich oder bilde es mir ein, daß es nirgend in der Welt so schöne Wiesen gibt als in Deutschland, besonders im Herzen von Deutschland, in Thüringen und im Fichtelgebirge. Und in England zum mindesten habe ich die deutsche Wiese vergeblich gesucht. Ist sie doch auch mit dem deutschen Gemüt, mit deutscher Innigkeit, mit deutscher Treue und deutschem Idealismus eng verbunden. Der Berliner schwärmt für seinen Nabelwald, und er tut recht daran. Aber er wird doch zugeben müssen, daß so ein Kiefernwald kalt ist im Vergleich zu der Gemütsinnigkeit einer Wiese. Nur ist unser Gemüt im allgemeinen nicht mehr unberdornen genug, um an einer Wiese Gefallen finden zu können. Natürlich hat sie keinen Schick, sie ist nicht besonders feierlich und am Abend, wenn die Blumen müde sind, bietet sie wirklich nicht viel Reiz. Aber eine Wiese am Morgen, wenn der Tau an den Gräsern hängt, und jede Blume außer der Blüte noch einen Edelstein am Finger trägt, bietet sie Ewigkeitswerte — und Heilswerte für

den Städter. Ja, ich behaupte, daß der Städter besser daran tun würde, in seinen Sommerferien ganz einfach aufs Land zu gehen und zur Wiese sein Gemüt zurückzubilden, als ans Meer oder ins Hochgebirge zu gehen und dort mit Reulenschlägen der Naturschönheit sein erstarrtes und verödetes Gemüt traktieren zu lassen. Die Innigkeit des Empfindens, die aus einer Blumenwiese spricht, kann nichts ersetzen. Vom Standpunkte des Naturschutzes aus möchte man zwar warnen, daß die an Feiertagen auf die Natur losgelassenen Großstadthorden die Wiesen plündern und die Felder niederreten. Wer indessen die Schönheit und Heiligkeit der Natur so empfindet, wie wir uns hier bemühen, ihr Ausdruck zu geben, den wird auch eine innere Stimme davon abhalten, der Natur Schaden anzutun und er wird der Wiese die Blume abbitten, statt daß er sie stiehlt und raubt.

Wer für Heimkultur, für Heimatkunst ist, der schließe die Wiesen in sein Herz — Kultur kann man zwar mit der Wiese nicht treiben (es müßte denn Gemütskultur sein) aber Gottesdienst in gewissem Sinne; seine Seele kann man gesund baden und innerlich wieder Kind werden. Alle häßlichen Großstadttugenden, die Arroganz, die Blasiertheit, die Schnobdrigkeit, die Frisierttheit, die Gedächtnisakrobatik, das Dekorative, den Schick und die Mode verlieren und vergessen wir hier und werden einfach und natürlich und still. Gesund nicht nur an Körper und Geist, sondern auch an Gemüt und Seele wird der Mensch hier. Die Sucht nach dem materiellen Genuß läßt nach und die Brust wird voll von Duft und Oзон. So überraschend es klingt, kann man die Erringung der deutschen Einheit mit der deutschen Wiese in Verbindung bringen, denn wer das Leben Mottkes kennt, wird wissen, daß diese stille, aber tiefe Natur eben gerade auf der Wiese und im Felde ihre Wurzeln schlägt. Und wenn Bismarck die Kraft seines Gemütes im Walde errang, so die Innigkeit desselben auf der deutschen Wiese. Und so war es bei Bach und bei Luther und so wird es immer bleiben.

Die schlichte Schönheit einer Wiesenblume gilt es wieder zu begreifen und zu empfinden. Heute schwärmen wir für „Hyzanthen“, diese Kunstblumen, die ebenfugot oder besser aus Blech oder aus Kunstschul sein könnten und für einen unverborgenen Geruchssinn mehr stinken als duften. Glücklicherweise wendet sich der Geschmack mehr und mehr von den steifen, kalten, gleichsam künstlichen Treib- und Zuchtblumen wieder ab zu den mehr delikaten und sensiblen, innigen und einfachen und gleichsam wilden Blumen, die ihre Natürlichkeit auch in der Zucht behalten. Schon die Orchideen sind weniger steif, sie sind grazioser und lockerer als holländische Zuchtzwiebeln, aber sie sind auf der anderen Seite grotesk und für das Frähenhafte unserer defakenten Kultur charakteristisch. Also geradezu systematische Abkehr von allem Gemüthhaften, Gemütsinnigen, von aller Wärme des Gefühls, von Innerlichkeit und Seelenwärme. Und nur Ausnahmen sind, es, die am glücklichsten sind, wenn sie einen schlichten Feldblumenstrauß auf dem Tisch stehen haben. Was kann uns dagegen die Mimose, die heute modern ist, bieten? Sie hat einen sozusagen künstlichen Duft und sie hat keine rechte Frische. Der Deutsche bleibe seinen heimischen Blumen treu, die schlichter und bescheidener, aber edler und schöner sind. Weber Hyzanthen noch Orchidee noch Mimose können sich an Duft und schlichter Schöne mit Veilchen, Maiglöckchen und Reseda messen. Das Gedenröschen ist wirklich schöner als die Zuchtrose. Und die eigentlichen Feld- und Wiesenblumen, Rittersporn und Kornrade, Feldstiefmütterchen, Butterblume, Steinbrecht, Honigflee, Kornblume — der alte Kaiser Wilhelm wußte sie wohl zu schätzen, dessen Lieblingssblume die Kornblume war.

Dr. S. P.

Ratschläge.

Von einem hessischen Walдарbeiter.

Schon gar oft ist von den ländlichen Verhältnissen gesprochen worden; trotzdem wird es nicht schaden, wenn hin und wieder hiervon die Rede ist. Gibt es doch Leute genug, die noch nicht belehrt sind und sich auch nicht belehren lassen wollen und stets in dem Glauben leben, die Städter hätten es bei weitem besser als sie, die Landbevölkerung.

Reiche Leute mögen wohl in der Lage sein, ein nach ihrem Willen eingerichtetes Dasein zu führen, nicht aber solche, die aus geringen Verhältnissen hervorgehen und in dem

Wahne nach der Stadt wandern, dort warte der Luxus, das Vergnügen und all die gewünschten Annehmlichkeiten auf sie. Derbe Enttäuschungen sind gar selten das Ziel der goldenen Träume.

Deshalb ist zu raten: Wer auf dem Lande groß gezogen, der bleibe in dem lieben, trauten Dorf. Die Freude und das frohe Leben sind auch hier zu finden für die, die den Landaufenthalt zu schätzen wissen.

Der geringe Mann steht hier viel sicherer; er hat eine viel festere Grundlage zum Vorwärtkommen unter seinen Füßen, als wenn er das Dorf mit der Stadt vertauscht. Fast ein jedes Kind, sei seine Herkunft eine noch so ärmliche, ererbt von seinen Eltern früher oder später ein Stückchen Grund und Boden. Dieses Fleckchen Erde, wenn auch noch so klein, solle man niemals veräußern. Es hat unsere Vorfäter ernährt und es ist, wie es in der Schrift heißt, heiliges Land, — es erzeugt auch heute noch seine Früchte, wie am allerersten Anfang.

Das Gebauen und Bewirtschaften eines solchen Grundstückes sollte in allererster Linie die Frau besorgen. Ist der Hausvater Maurer, Zimmermann, Bahn- oder Fabrikarbeiter, so kann er nach Feierabend mit seiner Ehehälfte diese Arbeit teilen, niemals, nur in den zwingendsten Fällen, sollte er hierüber einen Tagelohn versäumen. Die Beschäftigung eines geringen Mannes auf dem Felde, wie Graben, Hacken, Fruchtschneiden, Obstpfücken usw., muß als Nebenerwerb angesehen werden und deshalb unter der Hand geschafft werden. So hat man z. B. genug Leute auf dem Land, wo Mann und Frau einige Ackerchen mit in die Ehe brachten. Die reichen gerade aus, um ein Schwein, eine oder zwei Ziegen und auch noch ein paar Hühner und Gänse darauf zu halten. Der Bedarf von Kartoffeln für das ganze Jahr sowie die Brotrucht für ein paar Monate werden noch gezogen.

Das alles in allem reicht zur Führung des Lebens schon eine Zeitlang aus und ist eine Sicherung im Falle der Not. Man braucht nicht stets die Hand in der Tasche zu haben, um Einkäufe zu machen, sondern wer darauf bedacht ist, kann ganz leicht etwas sparen. Gerät dann ab und zu einmal das Obst gut, ist noch viel besser einen Pfennig zurückzulegen, den man dann absolut nicht unnötig verausgaben soll.

Es kommen Zeiten, wo man das so gewonnene Geld recht gut gebrauchen kann, Krankheitsfälle, Alter und dgl., oder aber bietet sich im Dorf für den geringen Mann Gelegenheit, durch Kauf ein weiteres Grundstück zu erwerben, so solle er hierbei nicht zögern. Er sieht, welchen Wert die liegenden Güter auch für ihn haben. Von seinem ersparten Geld kann er alsdann, je nachdem, wie eben seine Verhältnisse liegen, viel leichter die jährlich fälligen Termine bestreiten.

Im Dorf gibt es Leute genug, die am Anfang wohl einige ererbte Grundstücke, nicht aber ihr eignes Häuschen besaßen. Fleißig arbeitete der Mann Tag für Tag auf seinem Geschaft, während die Frau die Ackerchen bewirtschaftete. Nach einigen Jahren eifrigen Strebens waren sie endlich so weit, daß sie ein kleines Anwesen kaufen und auch ihren ländlichen Besitz um einiges vergrößern konnten.

Da fällt einem die Stadtfrau ein, die Monatsdienste verrichtet, vielleicht eine Wäscherin ist oder in die Fabrik geht und der Mann an ähnlichen Stellen sein Brot verdient. Ob sie auch so gute Fortschritte machen wie die eben erwähnten Leute, ob sie ebenfalls glückliche Eigentümer eines Häuschens und Grund und Bodens sind, und ob sie ebenso glücklich und zufrieden und freudig durchs Leben gehen wie jene, die ihrem Dasein ein Ziel gesetzt haben, das zu erreichen ihnen nur der Aufenthalt auf dem Lande ermöglichte?

P. H. Daiber.

Rassauische Originale.

XXVII.*)

De Morge Hoinerich.

Von A. Gebauer †.

Ost kam er zu mir an das niedrige Schulsenster und wünschte mir einen: „Guten Tag.“ Ich konnte mich jedesmal auf eine längere Unterredung gefaßt machen und wußte, daß er vor der nächsten Viertelstunde seinen Platz nicht verließ. Gewöhnlich hatte er sein geflicktes Schurzfell vor.

*) Siehe „Landbote“ 1918, Nr. 2.

Im Sommer ging er hemdärmelig, im Winter trug er eine grüne Lodenjoppe und ein grau-grünes Hütchen. Immer jedoch kante er sein Briemchen, das er abwechselnd aus dem einen Mundwinkel in den andern schob; dabei spuckte er regelmäßig aus. Er hieß nicht anders als „de Hoinerich“ und war von Beruf Nagelschmied. Nebenbei betrieb er eine kleine Gastwirtschaft und spielte an Sonn- und Feiertagen zum Tanze auf. Auf seine Kinder war er nicht wenig stolz; von jedem wußte er etwas Besonderes zu berichten: „Mei Lutus, die is grod' wie ich; dos is e wild Mensch, rauh, ower doch gout. Un singe kann se, huch un dief, wie Se's hawe wolle. — Die Marri, des is e Feinche, die schlecht (schlägt) meiner Alt noch, des gibt die jwaat Lisbeth usw. usw.“

Oft besuchte ich ihn in der rauchgeschwärzten Schmiede. „Doas is ower recht, daß Se mich widder emol besuche, Herr Lehrer. Guten Tag aach!“

Ich machte mir's so bequem wie möglich. Da stand er vor dem Amboss und schmiedete die Nägel. Er war ein fleißiger Arbeiter und nicht wenig stolz auf seine Kunst. Gern unterbrach er seine Arbeit auf einige Minuten, um mir eine Probe seines Könnens abzulegen.

„Sehn Se, Herr Lehrer, doas is en Sechsschlag. Doas gibt en Rundlopp, un so mache mer de Svihlopp.“ Für jeden Nagel hatte er einen bestimmten Namen.

Gern erzählte er von seinen Wanderfahrten als Musiker durch Amerika, nach Schweden und Norwegen, wie er „huch noch Norde“ gekommen sei. Er wußte viel Interessantes zu berichten.

Dabei vergaß er auf Sekunden seine Arbeit. Das Feuer schloß ein und der Blasebalg hörte auf zu fauchen. Ein Pfiff und der Dackel sprang ins Rad, um das Gebläse in Tätigkeit zu setzen. Dann sprühte das Feuer, und lustiger Klang das Hämmern in dem niedrigen Raum. Es war gemütlich bei ihm in der Schmiede.

Auch in seiner Gastwirtschaft lernte ich ihn kennen. In der Dämmerung eilte ich manchmal hinüber. Dann brachte er mir mit einem: „Prosit, Herr Lehrer!“ ein Schöppchen, setzte sich zu mir und erzählte aus seinen jungen Jahren oder berichtete von seinen Jagdabenteuern. Er hatte schon viel erlebt.

Oft auch, namentlich wenn Fremde in dem niedrigen Gastzimmer weilten, sang er mit seinen Kleinen. Ein Pfiff — und wie der Wind waren alle versammelt. Wie die Orgelpfeifen umstanden sie den Alten und spitzten die Ohren. Er holte dann seine „amerikanische Stimmgabel“ hervor und gab jedem seinen Ton. Wehe dem, der nicht „präzis einsetzte“ oder den Ton nicht richtig auffasste, er mußte die lockere Hand des Alten spüren.

Klatsch! „So, die hoste als widder emol wie gesunne!“ Obwohl den Kleinen die hellen Tränen über die roten Backen liefen, gab's kein Jögern. — „Immer weiter im Text, sonst gibt's e jwat Uslag (Auslage). So, Zucht muß sein, un Ordnung muß sein.“ Das war gewöhnlich seine Entschuldigung. „Mit de aan Hand gibt's Baderpeif“ un mit de aaner laaf ich en ower aach gleich widder en Ball oder sonst was.“

Er hatte mit den Kleinen schöne Liedchen eingeübt, die er mit seiner vollen Bassstimme, auf die er nicht wenig stolz war, begleitete.

Wenn er die kleinen Sänger entlassen hatte, dann setzte er sich wieder zu mir. „So, wie schmeckt Ihne des Schöppche, Herr Lehrer? — Jo, mein Lisbeth, die verstit's. Die spilt die Gläser, wie sich's gehert und säubert die Leitung, wenn's Zeit is; un do kenne Se bei mir immer e frisch Gläsche Bier tricke. Nach alle Sorte Schnaps un Akeer un Wein im Keller un e prima Gläsche Appelwei, un wenn Se mol Lust noch Sekt howe, dann brauche Se nur bein Hoinerich zu komme.“ Und stolz setzte er hinzu: „Ja, es is wos dehaam bei mir.“

Sonntags nahm er seine „Kou“ (Kuh), wie er seine Bassgeige nannte, und spielte zur Tanzmusik auf. Mehrmals hatte ich das Vergnügen, ihn bei der Kirmees als Musiker zu sehen. Welchen Ernst zeigte er bei der Sache! Mit Verständnis begleitete er die quetschende Clarinette und die schreiende Trompete. Gern summite er die Melodie mit, und oft verstummten die grellen Instrumente, und das Ganze löste sich auf in einen Gesang, begleitet von dem Brummen der „Kou“.

Gern riskierte „de Hoinerich“ ein Tänzchen mit seiner Lisbeth, die sich abends regelmäßig einstellte.

Am folgenden Tage konnte ich mich stets auf einen genauen Bericht über die Kirmees gefaßt machen. —

Stolz war auch „de Hoinerich“ auf seinen Drilling. Oft sah ich ihn nach der Arbeit auf Waidwerk gehen. Welch ein Jubel herrschte im Nachbarhause, wenn der glückliche Schütze einen Rehbock zur Strecke gebracht hatte, was allerdings nicht allzu häufig vorkam. Das ganze Dörfchen brachte „de Hoinerich“ auf die Beine und alle mußten an seiner Freude teilnehmen.

Schon seit längerer Zeit habe ich „de Hoinerich“ nicht wieder zu Gesicht bekommen. Aber gerne erinnere ich mich seiner und seiner Lisbeth; und wenn ich das kleine Gebirgsdörfchen, meine erste Wirkungsstätte, aufsuche, dann verfehle ich nicht, auch meinem Nachbar „Hoinerich“ einen Besuch abzustatten.

Umschau.

* **Welschkorn.** Zum bunten Bild des Bauernhofes zur Herbstzeit gehört da und dort in Deutschland, vor allem auch in der Rheinebene, das Leuchten der unter dem vorspringenden Dach zum Trocknen aufgehängten goldenen Maiskolben. Die Bezeichnung Welschkorn für Zea mays ist besonders in Süddeutschland und in der Schweiz heimisch. Der Ausdruck Mais ist amerikanischer Herkunft („Mahis“ auf Haiti). Marfell deutet in Hegis „Flora vom Mitteleuropa“ den Namen „Türkischer Weizen“, aber auch „Welsch-Korn“ als Hinweis auf die fremde Heimat der kultivierten Pflanze. Im unteren W-fergebiet spricht man vom „Torkischen Weten“, in Niederösterreich vom „Türkischen Waz“, „Turkwoz“, in Siebenbürgen vom „Türkischen Körn“, in der Schweiz mancherorts von „Türggähora“ und „Türggohorn“, anderwärts vom „Türggä“ und „Türgga“. Die Benennung „Kukuruz“ geht auf das polnische „Kukurudza“ und das russische „Kukurusa“ zurück. Der Elsässer spricht vom „Zavienkorn“, der Tiroler vom „gelben Plent'n“ (vom italienischen Polenta-Maiskorn). Der als Grünfutter angebaute unfruchtbare Mais wird in Graubünden „Junter“ angeredet. Die Bezeichnung Welschkorn war schon den alten Pflanzkundigen bekannt. In seinem „neuen Kräuterbuch“, das 1839 erschienen ist, sagt Hieronymus Bod vom Mais: „Unser Germania wird bald Fesir Arabica heißen, dieweil wir soviel fremder Gewächs von Tag zu Tag aus fremden Ländern in unsere Gegend gewöhnen, unter denen das große Welschkorn nicht das geringste ist.“ G. Fruhwirth erinnert in seinem Buch über „Die Pflanzen der Feldwirtschaft“ daran, daß der Mais in Amerika zur Zeit seiner Entdeckung ein verbreitetes Kulturgewächs war und von den ersten Amerikafahrern nach Europa gebracht wurde. Die Urheimat der Pflanze war wohl Süd-Mexiko. Sie spielte in den religiösen Bräuchen der Eingeborenen eine bedeutende Rolle. Im „Song of Hiawatha“ hält Longfellow die indianische Sage vom Erscheinen des Mais fest. Der Mais, der als Person auftritt, sprach zu Hiawatha, dem Propheten der Indianer: „Lege mich an eine Stelle, an der mich der Regen erreichen und die Sonne erwärmen kann. Laß die Erde leicht und locker mich bedecken, doch halte die Würmer ab, daß sie meinen Leib nicht benagen, und die Raben, daß sie ihn nicht belästigen, bis zu seinem fröhlichen Auferstehen im Sonnenschein.“ Nachdem Hiawatha also gehandelt, wie ihm befohlen, und im Sommer wieder kam, ward er des Maisfeldes gewahr, bei dessen Anblick er in die Worte ausbrach: „Das ist Mondamin, der Menschenfreund.“ Von Kolumbus nach Europa befördert, wanderte der Mais von Spanien über Italien nach der Türkei und gelangte von hier dann auch nach Mitteleuropa. Die Verwendung des Mais, der vor dem Krieg bei uns vor allem als Futtermittel in hohem Ansehen stand, ist sehr vielseitig. Die Polenta des Italiens, ein Brei aus grob zerkleinerten Zea-Körnern, ist berühmt, ebenso des Rumänen „Mamaliga“ und des Nordamerikaners „Gominy“. Die Nahrung der Körner zur menschlichen Nahrung ist während der Zeit des Weltbrandes auch bei uns immer stärker in den Vordergrund getreten, und viele, die früher nichts vom Maismehl wissen wollten, verstehen es heute sehr wohl zu gebrauchen. Sehr beliebt, wenn auch nicht sehr weit bekannt ist der Zuckermais. Im Elsaßland werden außer den Zapfen auch die Hüllen dieser, die sog. „Altschen“, praktisch verwendet und zwar zum Stopfen von Polstern. Entkörnte Kolben dienen zur Feuerung in Frankreich, mit Harz und Teer präpariert, als Anzündematerial. In Tirol müssen zurechtgeschnittene entkörnte Zapfen auch Flaschenstöpsel abgeben. Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß man z. B. bei Meran in ländlichen Gegenden entkörnte Maiskolben als — Toilettenpapier-Ersatz antrifft.